

Interview mit Richard Dindo und Niklaus Meienberg

Autor(en): **Dindo, Richard / Meienberg, Niklaus / Ulrich, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **28 (1976)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-933159>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

etwas differenzierter das Riesendilemma aufzeigen würde, in welchem Bundesrat und Volk damals standen: Entweder deutsche Kohlenlieferungen und damit Arbeit in den schweizerischen Fabriken und wenigstens auf 12 bis 14 Grad geheizte Schulen, aber damit verbunden Kriegslieferungen an Deutschland – oder Verzicht auf deutsche Kohle und damit Arbeitslosigkeit, Hungern und Frieren. Alle Hochachtung vor den nicht allzuvielen, die damals (!) gegenüber Behörden und Volk gegen den gewissenbelastenden Kompromiss und für das Hungern und Frieren eintraten!

Schade, dass der Film auch nicht erwähnt, dass kirchliche Kreise damals erklärten: Wartet mit der Erschiessung der Landesverräter zu, solange wir vor dem Schiessen müssen gegen die Heere Hitlers gnädig bewahrt werden! Der Film, der sich als Ruf zur sozialen und politischen Gerechtigkeit versteht, lässt die letzten, erschütternden Worte des Exekutanden (Erinnerung an den kirchlichen Unterricht?) unerwähnt: «Bin ein Landesverräter, der Herrgott nimmt mich auf, legt mich jetzt um!»

Pfr. W. Tanner

Interview mit Richard Dindo und Niklaus Meienberg

Wie nehmen Sie zur Kritik von Frau Karbe Stellung? Ähnliche Äusserungen wurden ja auch anderswo laut.

Richard Dindo: Wenn Frau Karbe-Zürcher am 11. Februar 1976 abends ins Kino Palace (St. Gallen) gekommen wäre, wo 500 Zuschauer unseren Film sahen (150–200 fanden keinen Platz mehr), und an der Diskussion teilgenommen hätte, hätte sie vielleicht gesehen, dass ihre «Stellungnahme aus St. Gallen» nur die Stellungnahme einer bestimmten Schicht von St. Gallern ist.

Was Frau Karbe schreibt stimmt, faktisch, aber was wir in unserem Film zeigen und sagen, stimmt auch. Wenn ein Besoldeter der Patrizier eine Geschichte über den Bauernkrieg schreibt, schreibt er mit den gleichen Fakten eine andere Geschichte als ein Professor Mühlestein, der versucht, die Dinge vom Standpunkt der Bauern aus zu beschreiben.

Wie ich weiss, ist Frau Karbe-Zürcher mit der Textilfabrikantenfamilie M. persönlich befreundet. Ich verstehe und achte ihre Motive, diese Familie in ein besseres Licht zu rücken, genau wie wir es mit der Familie S. getan haben. Bezeichnenderweise vergisst sie aber in ihrer Beschreibung von M.'s «Irrtümern», dass dieser auch noch eine Nazi-Zeitung finanziert und eine Kautions für fünf prominente Schweizer Faschisten bezahlt hatte, die als Landesverräter verhaftet worden waren und die ihre unverhoffte Freiheit benutzten, um nach Deutschland zu fliehen! Das war der Hauptgrund, weshalb wir die Schicksale der Familien S. und M. miteinander verglichen haben, die durch eine Reihe von Zufällen und Koinzidenzen bis zum heutigen Tage in einer seltsamen Symbiose miteinander «verbunden» blieben.

Die Sache ist die: Für den armen Ernst S. hat damals niemand eine Kautions bezahlt und für den armen Ernst S. haben sich auch keine mächtigen Fürsprecher erhoben, aber wenn unsereiner sich getraut, einige «Grosse» zu kritisieren, dann erheben sich plötzlich an allen Enden und Ecken des Landes Fürsprecher, die die Grossen in Schutz nehmen und rechtfertigen.

Die Sache ist die: Der arme Schneidiergehilfe Ernst S. aus dem Sittertobel hat nicht lange genug gelebt, um als Handelsrichter und Grossrat seine «Irrtümer» abzuverdienen. Es ist aber anzunehmen, dass er auch bei einem längeren Leben nicht Handelsrichter und Grossrat geworden wäre.

Wir haben mit unserem Film offenbar das schöne Bild von der «heiligen Ordnung» etwas angekratzt, dieses idyllische Bild, in dem es keine Widersprüche gibt und keine Gegensätze, in dem alle im gleichen Boot sitzen, die Grossen und die Kleinen, die Armen und die Reichen (diese armen Reichen, die ihren Mehrwert nur «unter grossen persönlichen Opfern am Leben erhalten»).



Ein Gegengewicht zur offiziellen, bürgerlichen Geschichtsschreibung aus der Sicht einer jüngeren Generation: Professor Edgar Bonjour im Gespräch mit Niklaus Meienberg und Richard Dindo. Der Bund hat dem «Landesverräter»-Film einen Herstellungsbeitrag von 50 000 Franken zugesprochen.

Als ich Frau Karbe-Zürcher in einem Gespräch in Solothurn darauf hinwies, dass es einfach Dinge und Meinungen gebe, die man nicht unter den gleichen Hut bringen könne, hat sie mir geantwortet: Ja, Herr Dindo, das haben die Nazis auch immer gesagt! Und das erinnert mich daran, dass Herr M., Sohn des im Film erwähnten M., uns mitteilen liess, Meienberg und mir, dass *wir* Landesverräter seien...

Welches waren die grössten Schwierigkeiten bei der Verwirklichung ihres Projektes – die Finanzierung, die Leute zum Sprechen zu bringen oder anderes?

Dindo: Die grösste Schwierigkeit bestand wohl darin, die Geschichte überhaupt zu recherchieren. Diese Arbeit hatte Niklaus Meienberg bereits gemacht. Das Resultat ist zuerst im «Tages-Anzeiger-Magazin», dann in seinem Buch «Reportagen aus der Schweiz» erschienen. Eigentliche Schwierigkeiten hatten wir dann keine mehr beim Drehen, abgesehen davon, dass wir ein Jahr lang gratis arbeiten mussten, weil wir zu wenig Geld hatten. Mein Problem als Filmemacher bestand einfach darin, zu versuchen, auch meinen eigenen Standpunkt in den Film hineinzubringen, der zwar bereits im Buch angetönt ist, mit dem ich jedoch nicht in allen Teilen einverstanden war. Es ging also darum, einen Film zu machen, hinter dem wir beide stehen konnten. Im weiteren musste eine filmische Form gefunden werden, die das Thema sachgerecht zur Darstellung bringt und zugleich einen Standpunkt dokumentiert, eine politische Haltung zum Ausdruck bringt.

Manchmal hat man beim Kommentar den Eindruck, Sie urteilten heute, insbesondere gegenüber der Oberschicht, aus der etwas besserwisserischen Distanz einer jüngeren Generation, wobei Sie mit verallgemeinernden Schlüssen gelegentlich vielleicht voreilig zur Hand sind. Ein Beispiel: «In der Regierung sassen einige Bundesräte, die der Demokratie skeptisch gegenüberstanden und recht viel Sympathie für den

Faschismus zeigten. (Ausschnitt Etter) Bundesrat Etter hatte schon in den frühen dreissiger Jahren einen autoritär geprägten Ständestaat befürwortet.» Wird da der Vorwurf des Faschismus nicht etwas allzu rasch nahegelegt?

Niklaus Meienberg: Der Ständestaat ist nicht Faschismus, sondern katholische Soziallehre, die z. B. in Österreich verwirklicht war. Vom Austrofaschismus ist noch ein sehr grosser Schritt zum Faschismus. Aber dass den drei, die wir nennen (Etter, Motta, Pilet), in einem faschistisch dominierten Europa wohler war als in einem demokratischen Europa, wie z. B. die Volksfront in Frankreich, geht eindeutig aus den Dokumenten hervor. Das waren keine Demokraten im heutigen Sinn.

Dindo: Sie waren ja auch in der Schweiz selber angefochten und wurden nach und nach aus dem Rampenlicht gestossen, als ihre politische Haltung nicht mehr gefragt war. Man muss vielleicht darauf achten, die politischen Aussagen unseres Filmes nicht auf den Kommentar zu reduzieren. Die wesentlichen Aussagen werden von den in unserem Film interviewten Personen gemacht, die alle den Krieg miterlebt haben und wissen, wovon sie reden. Bevor man zum Beispiel wie Gerhart Waeger (ZOOM-FILMBERATER 4/76, Seite 7) behauptet, diese Generation würde unseren Film nicht verstehen, sollte man ihn vielleicht zuerst einmal mit einem Durchschnittspublikum anschauen. Unsere ersten Publikumserfahrungen zeigen, dass die politischen Absichten unseres Filmes verstanden werden. Wir empfehlen auch ganz allgemein die Lektüre von Max Frisch's «Dienstbüchlein».

Was unsere «Voreiligkeit» betrifft: Man darf nicht vergessen, dass dem Volk wesentliche Informationen den ganzen Krieg hindurch vorenthalten wurden. Lamprecht, der Soldat, der in unserem Film die Erschiessung erzählt, hat mir einmal gesagt, alles was er über die Haltung der Behörden während des 2. Weltkriegs wisse, habe er in der Fernsehsendung «Die Schweiz im Kriege» erfahren... Eine andere Aussage, die man von Aktivdienstsoldaten immer wieder hört ist, dass sie, wenn die Deutschen einmarschiert wären, zuerst einmal ihre Offiziere erschossen hätten! Ich glaube nicht, dass man sagen kann, wir hätten einen Film gegen die Oberschicht gemacht, ich würde eher sagen: Unser Film macht in der Wirklichkeit vorhandene Widersprüche zwischen Volk und Oberschicht sichtbar.

Meienberg: Pilet-Golaz hat eine Rede gehalten die fast wörtlich so tönte wie jene von Pétain, nachdem die französische Republik zusammengebrochen war. Man solle nicht diskutieren, sondern produzieren, miteinander schaffen, Gefolgschaftstreue anstatt Demokratie. Er sagte auch dem deutschen Botschafter, er bewundere die sozialen Errungenschaften der Nazi, die statt auf das Klassenkampfdenken eben auf die Idee der Gefolgschaftstreue zurückzuführen seien. Diese Sachen sind viel zu wenig bekannt. Man sollte doch mal den Bonjour-Bericht gründlich lesen.

Wenn es keine antifaschistische Haltung war, was war es denn? Sie war zumindest teilweise deutschfeindlich. Suchen Sie diese Haltung, die damals herrschende Stimmung, mit den Wochenschauausschnitten im Film zu charakterisieren?

Dindo: Genau. Die damalige offizielle Haltung wird durch die Wochenschauen sehr gut dokumentiert. Was wir meinen und was auch sehr deutlich in Max Frisch's «Dienstbüchlein» steht, ist das: Man hat einfach das Land verteidigen wollen, aber nicht eine Demokratie gegen eine antidemokratische Gesellschaftsordnung. Man wurde damals in der Armee nicht dazu erzogen, gegen den Faschismus zu kämpfen, wie man heute zum Beispiel dazu erzogen wird, gegen den «Kommunismus» zu kämpfen. Es galt einfach das «Vaterland» zu verteidigen – ein Begriff, den Frisch in diesem Zusammenhang gründlich analysiert hat. Es trifft sich nämlich, dass es immer die hohen Offiziere waren, die vom Vaterland redeten, und die hohen Offiziere, die Offiziere überhaupt, das waren meistens Vertreter der Oberschicht. Die Klassengegensätze in der Gesellschaft reflektieren sich auch in der Armee. Was die Wochenschauen betrifft: Waeger hat behauptet, dass wir über die Wochenschauen die Landesverteidigung lächerlich gemacht hätten. Das stimmt nicht. Wir haben dieses

Wochenschaumaterial als historisches Dokumentationsmaterial verwendet. Dass die Darstellungsweise der damaligen Wochenschau, trotz ihrer filmischen Qualität, dem heutigen Zuschauer pompös und manchmal lächerlich erscheint, ist eine Zeiterscheinung und sollte als solche von einem Filmkritiker, der Geschichte studiert hat, nachvollzogen werden können.

Aus den Aussagen von Leuten, die Ernst S. gekannt haben, entsteht das eindruckliche Bild eines Opfers von Umständen, ohne dass sein persönliches Vergehen beschönigt wird. Wenn der Film manchen als einseitig erscheint, dürfte das darauf zurückzuführen sein, dass die «Gegenseite» im Film kaum präsent und ihre «Realität» deshalb nicht einsichtig wird. Kommt das daher, dass Sie bedingungslos Partei für den kleinen Ernst S. ergriffen haben und an der Sicht der andern gar nicht so sehr interessiert waren, oder liegt es daran, dass diese Leute nicht aussagen wollten oder konnten? Wird durch diese «Bevorzugung» der einen Seite nicht ein Gegensatz zwischen Volk und Oberschicht aus der Sicht von heute konstruiert, den es so, mit einigen Ausnahmen vielleicht, nicht gegeben hat?

Meienberg: Wir haben nicht bedingungslos Partei für Ernst S. ergriffen, wir haben nur erklärt, durch welche sukzessiven Schritte, Unterdrückungen, Zustände er zu diesem Granatendiebstahl gekommen ist. Im Zivilleben hat er Tomaten gestohlen und im Militär halt Granaten geklaut. Es war nicht unsere Aufgabe, die Oberschicht des langen und breiten darzustellen. Wir wollten nur vergleichen, was die einen und die andern gemacht haben. Wer war für die Demokratie gefährlicher: Wenn der Oberst Wille gegen General Guisan intrigiert – das ist eine allgemein bekannte Tatsache, das steht bei Bonjour, das müssen wir nicht mehr aufdecken – oder wenn der Ernst S. ein paar Granaten den Deutschen vermittelt? Wir wollten nur das Ausmass der Dinge vergleichen, die der Demokratie und dem Land hätten schaden können. Es wird wohl niemand bestreiten, dass das, was Wille gemacht hat, für die Demokratie, die Unabhängigkeit und die Integrität unseres Territoriums viel gefährlicher war, als was S. gemacht hat. Die gleiche Frage stellt sich bei den Herren Däniker und Bührlé senior, die wir als Beispiele anführen.

Dindo: Wir haben während unseren Recherchen immer wieder gehört, und solche Aussagen gibt es auch in unserem Film, dass man die «Kleinen gehängt habe und die Grossen laufen liess». Es war nun unsere Aufgabe, diese im Volke vorhandene Meinung auch zu dokumentieren, umso mehr, als die Leute, die wir interviewten, sich nicht getrauten, gewisse Namen zu sagen und gewisse Zusammenhänge selber herzustellen. Da wir uns erlauben, die Dinge beim Namen zu nennen, weisen wir Waeger's Behauptung zurück, dass wir in einer «Kurzschlussbehandlung» unsere Stellung bezogen haben. Für uns war dies im Gegenteil eine politische Notwendigkeit, und es genügt Bonjour nachzulesen, um zu sehen, dass wir die kritisierten Personen nicht «willkürlich» ausgewählt haben. Wer unseren Film, wie Waeger das machen will, auf «eine Attacke gegen das heutige Bürgertum» reduziert, zeigt, dass er absolut nichts begriffen hat. Die von uns kritisierten Leute werden auch von bürgerlicher Seite kritisiert. Waeger rennt hier offene Türen ein. Zum Faschismusproblem ist noch zu sagen, dass man heute ganz allgemein in der bürgerlichen Gesellschaft, das ist vor allem in der Bundesrepublik und in der Schweiz augenfällig, daran ist, den Faschismus zu verharmlosen. Man reduziert ihn auf die Einheitspartei und die Konzentrationslager und vergisst, dass es im Hintergrund, d. h. im Staatsapparat und in der Hochfinanz, Drahtzieher gab und Mitläufer. Diese Leute blieben nach dem Krieg praktisch ungeschoren, und diese Leute versucht man heute zu rehabilitieren und politisch respektabel zu machen. Das ist ein objektiver Aspekt des heutigen Rechtsrutsches. Herr Waeger hat der Rechten mit seinem verharmlosenden Buch über die «200» einen grossen Dienst erwiesen und wir bitten ihn, sich einmal in Arbeiterkreisen und bei «namhaften Sozialdemokraten» zu erkundigen, wie sein Buch dort aufgenommen worden ist, bevor er uns sozialdemokratisch gemeinte Ratschläge geben will. Unser Film richtet sich nicht gegen die Armee und nicht gegen die

Landesverteidigung, sondern gegen den Faschismus und gegen die Sympathien gewisser einflussreicher Kreise im Bürgertum und in der Armee für den Faschismus. Unser Film wendet sich aber auch gegen die, die aus Naivität oder aus Opportunismus diese heute wieder aufblühenden Tendenzen verharmlosen oder sogar verstetken wollen.

Warum kommt dann nicht auch die Gegenseite zur Sprache?

Meienberg: Nach dem Erscheinen meines Buches, das ja in keinem Teil dementiert wurde, hatten sie Angst. Mit einigen habe ich ja vor der Erscheinung gesprochen, die wollten aber nachher nicht mehr, weil sie natürlich gesehen haben, wo das hinausgeht. Aber versucht haben wir es auch beim Film. Wir hätten ihnen auch garantiert, dass ihre Äusserungen absolut unkommentiert verwendet worden wären.

Was sind für Sie die wichtigsten Unterschiede zwischen dem Film und dem Text in «Reportagen aus der Schweiz»? Niklaus Oberholzer hat beispielsweise im «Vaterland» geschrieben, «dass da sehr viel entschärft, ... die gesellschaftspolitische Brisanz der Reportage gemildert» wurde.

Meienberg: In meinen Reportagen habe ich vor allem an Institutionen Kritik geübt. Erziehungsheime, Schule, Armee habe ich als eine (gemilderte) Form von Erschiesungspeloton empfunden. In den Film versuchten wir noch weitere Gesichtspunkte hineinzubringen, mit denen ich einverstanden war und die ich im Buch nicht mehr berücksichtigen konnte, z. B.: Was sagte die Arbeiterbewegung zu diesem Fall, was der Bruder, der organisiert war und sehr kämpferisch in der Arbeiterbewegung mitgemacht hat. Ich sehe das nicht als Abschwächung, sondern als Ausweitung.

Dindo: Für mich ist das ein ganz konkretes Problem, da wir ja auch von links bis extrem links zum Teil scharf angegriffen werden. Mir geht es nicht um die Mitteilung meines persönlichen Standpunktes, auch im «Schweizer im Spanischen Bürgerkrieg» ist es nicht darum gegangen, sondern darum, eine politische Aussage so darzustellen, dass sie der Wahrheit so nahe wie möglich kommt. Ich will eine Idee nicht so mitteilen, dass sie aufgesetzt, abstrakt und nicht nachvollziehbar ist, sondern dass sie als wirkliche, aus der Wirklichkeit ableitbare Aussage erscheint. Darum interessiert es mich mehr, was andere Leute zu einer Sache sagen, als was ich selber dazu zu sagen habe. Ich organisiere ein Forum für die politischen Standorte anderer, nicht ein Forum für meinen eigenen Standort. Ich gehe von meinem Standort aus, um ein Thema zu analysieren, Zusammenhänge aufzuzeigen, aber was dann im Film ausgesagt wird, ist nicht unbedingt mein Standpunkt. Da besteht ein wesentlicher Unterschied zur Art, wie Niklaus in seinem Buch an die Sache herangegangen ist, meiner Meinung nach sehr subjektiv. Das hängt natürlich auch mit dem Medium zusammen. In der Literatur, im Journalismus muss man sich mehr persönlich engagieren, während der Film durch seine Art, die Wirklichkeit darzustellen, eher eine objektive Tendenz hat, indem er eine Gesamtwirklichkeit darzustellen sucht. In dieser Gesamtdarstellung aber muss man eben wieder die Widersprüche sichtbar machen. In der Darstellung dieser Widersprüche soll mein politischer Standpunkt durchschimmern. Ich bin überhaupt nicht daran interessiert, die Gegenseite nicht zu Wort kommen zu lassen, denn sie existiert, man muss sie ernst nehmen auf der Ebene der Konfrontation. Nur, in der Schweiz liebt man die Konfrontation nicht. So wäre in einem andern Zusammenhang zu analysieren, wie etwa in der Schweiz Konflikte gelöst werden.

Reaktionen auf die Vorführung an den Solothurner Filmtagen haben Sie offenbar bewogen, einige Änderungen am Film vorzunehmen. Ist das nun Selbstzensur oder redaktionelle Bearbeitung? Nach Ihrem Protest gegen die vom Fernsehen erzwungene Kürzung von «Schweizer im Spanischen Bürgerkrieg» eine doch einigermassen pikante Frage...

Dindo: Wie schon meine früheren Filme wollte ich auch diesen in Solothurn urauf-

führen, weil dort ein interessantes Forum ist. Aber meistens kommt man ins Schleudern und muss pressieren, damit man noch rechtzeitig fertig wird. Man hat keine Zeit mehr, den Film vorher herumzuzeigen, um ihn zu «testen». In Solothurn fanden wir heraus, dass gewisse Sachen nicht oder falsch verstanden wurden. Zum Beispiel den Satz: «Abgesehen von diesen Erschiessungen ruhte das Land während des Zweiten Weltkriegs im tiefsten Frieden.» Da sagten wir uns, wir müssen diesen Satz herausnehmen, denn es hat keinen Sinn, dass wir etwas stehen lassen, womit wir eine bestimmte Absicht verbinden, wenn diese Absicht nicht verstanden wird. Wir versuchen politisch, im qualitativen Sinne des Wortes, möglichst viele Leute anzusprechen. Wir organisierten nach Solothurn zusätzliche Projektionen, eine in St. Gallen mit gegen 600 Zuschauern und eine in Zürich mit etwa 30–40 ausgewählten Personen. Mit diesem gemischten Publikum diskutierten wir den Film. Dabei wurde uns gesagt, auch von Leuten, die wir ernst nehmen, obwohl wir politisch nicht auf der gleichen Linie liegen, dass der Kommentar zu Oberst im Generalstab Däniker, zum Grossindustriellen Bührle sen. und zum Oberstkorpskommandanten Wille zu hart sei und gewisse Leute abschrecken könne. (Im Film werden diese Leute im Zusammenhang mit der Frage genannt, ob es damals keine grösseren Landesverräter gegeben habe als den Ernst S. – Die Red.) Aufgrund dieser Reaktionen haben wir beschlossen, den Kommentar zu ändern. In der Sache ist er gleich geblieben, aber die Aussage ist nun als Zitat formuliert. Gewisse Reizwörter, die tatsächlich als zu brutal erscheinen mögen, sind jetzt vermieden. «Ob es damals keine grösseren Landesverräter gab» wurde z. B. ersetzt durch «Ob es damals nicht Leute gab, die das Land mehr gefährdeten.» Solche Änderungen aufgrund konkreter Kritik habe ich auch an meinen früheren Filmen vorgenommen. «Schweizer im Spanischen Bürgerkrieg» habe ich nach Reaktionen in Solothurn und anderswo um 30 Minuten gekürzt. Ich will ja nicht bei Leuten, die ich eigentlich ansprechen möchte, Missverständnisse produzieren. Die Null-Kopie ist für mich immer eine Diskussionskopie gewesen, die korrigiert, verbessert werden kann. Neben den bereits erwähnten Änderungen in «Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.» haben wir noch dramaturgisch bedingte Umstellungen und ca. 10 Minuten Kürzungen angebracht. Interview: Franz Ulrich

FILMKRITIK

Docteur Françoise Gaillard

Frankreich, 1975. Regie: Jean-Louis Bertucelli (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 76/62).

Jean-Louis Bertucellis vierter Langspielfilm macht es einem schwer, aus gebührender Distanz heraus Dinge zu sichten und Gefälle zu messen: Derartiges mag geradezu überflüssig erscheinen bei einer Geschichte, die ohnehin grösstenteils nur im Augenblick lebt und berührt. Womit sie jener betont französischen Tradition entspricht, der es immer wieder gelingt, durch an sich banale Stories und relativ private Alltagskonflikte in Atem zu halten. Gewiss fördert diese intimistische Tendenz mitunter Peinlichstes zutage, an dem sich der Ungeschmack des Publikums entlarvt – man denke nur an die Deodorant-Produkte von Lelouch. Andererseits hat gerade Claude Sautet für angenehme Kinostunden gesorgt, die trotz französischer Unverbindlichkeit den Blick auf Umwelt und Alltag mitzubeeinflussen vermögen – ich denke da vor allem an «Les choses de la vie».

Letztlich ergeht es einem bei Bertucelli ähnlich wie bei Sautet: Man folgt seiner